



## Das fünfte Geschlecht

Kerstin Rech: Das fünfte Geschlecht Kriminalroman

ISBN 3-934927-35-1 10.-- Euro



### Leseprobe

Kerstin Rech: Das fünfte Geschlecht

Weich liege ich in Valeries Armen.

Valerie. Alles ist Valerie.

Ich lehnte mich zurück. Das Polster meines Zugabteils war weich.

Ich erzähle, wie es war. Und weil ich erzähle, entstelle und verdrehe ich schon alles. So verändere ich mein Leben. Muss ich es immer wieder erzählen? Wieder und wieder?

Was wird sein, wenn mir keine Menschenseele mehr zuhört?

Wenn meine Geschichte unbeachtet sein wird wie Straßenlärm, Kaufhausmusik, rhythmischer Herzschlag?

‘Was ist das für ein komisches Geräusch? Das habe ich schon öfter bemerkt, wenn der Wind ungünstig steht’, wird jemand sagen.

Kerstin Rech: Das fünfte Geschlecht

‘Das ist Philippa Schmidt. Sie erzählt ihre Geschichte. Schon

zum hundertsten Mal. Hör am besten gar nicht hin. Dreh den

Fernseher lauter.’

‘Gute Idee.’

Sonst fuhr ich mit dem Auto. Doch vor drei Tagen hatte mir mein bislang treues Vehikel seinen Dienst verweigert. Eine Reparatur hätte den Wert meines Autos um ein Vielfaches überschritten.

Aus diesem Grund überließ ich es einem Gebrauchtwagenhändler für ein paar Mark und vertraute mich der Deutschen Bundesbahn an.

Das Neue übte stets einen Reiz auf mich aus, sei es auch noch so trivial. Für mich war diese Reise im Zug etwas Besonderes.

Ich nahm mir vor, mein Ziel für eine Weile zu vergessen und die Fahrt zu genießen. Das gleichmäßige Tempo des Zuges lullte mich wohligh ein.

Draußen vor dem Fenster flog die Landschaft vorbei. Wälder in den schillerndsten Herbstfarben. Ein Potpourri aus Karmesinrot,

Maisgelb, Rostbraun, einem leuchtenden Orange und dem Spektrum des Sonnenlichts.

Ich legte beide Handflächen gegen die Scheibe und beobachtete,

wie meine Hände transparent wurden und sich an den Rändern

eine violette Aura zu bilden begann. Das Violett wurde immer dunkler und wollte die Transparenz zerstören.

Versuchte sich mit den Herbstfarben im Hintergrund zu vermischen.

Doch das ließ ich nicht zu. Denn ob das nach etwas aussah,

wollte ich erst einmal auf der Leinwand ausprobieren. Ich zog

die Hände zurück.

Es folgten kleine Seen, an denen Angler mit stoischem Gleichmut

auf die Wasseroberfläche blickten (Gab es überhaupt Fische in diesen braunen Gewässern?), sanfthügelige Wiesen und abgeerntete Felder. Kühe mit schwarz-weißem Fell kauten gelassen wieder und hockten oder standen mit ihren schweren Eutern träge herum. Warteten darauf, gemolken zu werden.

In der Nähe der Dörfer und Gehöfte spielten Kinder. Sie fuhren

Fahrrad oder quälten kleine Tiere. Was Kinder eben so tun.

Ein paar von ihnen schauten sehnsuchtsvoll dem Zug hinterher.



Das waren die mit dem weitesten Horizont. Sie winkten und brüllten aus Leibeskräften. Doch all ihr Bemühen nutzte nichts. Sie blieben zurück. Als bald verschwanden sie aus meinem Blickfeld.

Gab es einen konkreten Zeitpunkt? Einen Punkt in der Zeit, von dem an es kein Zurück mehr gab? Nein, dachte ich mir, verdammt noch mal, nein!

Allmählich nur, ganz allmählich war aus der Straße eine Einbahnstraße geworden. Wie weit ich die Straße gehen konnte

oder ob sie nach der nächsten Biegung zur Sackgasse werden würde, konnte ich nicht wissen. Es hätte wohl auch nichts geändert.

Niemand kann seinem Schicksal entgehen.

Mir wurde klar: Ich hatte nicht nur einen Besuch zu machen, so wie all die Jahre zuvor. Ich hatte eine Mission zu erfüllen.

Wenn nicht ich, wer dann? Ich hatte den Mut des Unkonventionellen.

Jetzt brauchte ich Ruhe und Kraft.

Meine Augenlider wurden schwer. Eine erlösende Müdigkeit übermannte mich. Ich schloss die Augen. Überließ mich für einen Augenblick dem kleinen Bruder des Todes. Wollte für eine Weile vergessen. Doch war das möglich, durfte ich das überhaupt? Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Ich glaube, ich habe gelächelt.

Das Polster meines Zugabteils war weich. Es war angenehm. So wie es in einem Erster-Klasse-Abteil auch sein muss. Die Beine hatte ich weit von mir gestreckt. Ich öffnete wieder die Augen und blickte nach draußen.

Eine Mülldeponie zog sich jetzt etwa einen halben Kilometer längsseits der Schienen hin. Der Dampf der Wohlstands-fäkalien zog Turmfalken und Bussarde magisch an. Sie kreisten über dem Müllfeld, stießen hinab und stiegen sofort mit ihrer Beute,

Ratten und Mäusen, wieder in die Höhe. Verschlingen würden sie die an einem gastlicheren Ort.

Nach der Mülldeponie erschien abermals ein Dorf in meinem Gesichtsfeld, dann wieder ein Wald mit buntem Laubwerk und weite, sanfte Grashügel und braune, umgepflügte Felder.

Ich hätte endlos so weiterfahren mögen. Fahren. Einfach nur fahren und mir Geschichten und Bilder ausdenken. Die Welt sich allein in meinem Kopf abspielen lassen.

Und sie an meiner Seite.

Valerie.

Ich war unterwegs zum Haus Abendfrieden. Ein Altersheim für betuchte Alte. Der Name brachte mich immer zum Gähnen.

Erinnerte mich an Wärmflaschen, Kamillentee, monotone, schnarchende Atemgeräusche.

Mit einer kleinen Rente konnte man sich einen Aufenthalt in diesem Altersheim nicht leisten, es sei denn, man hatte spendable Angehörige. Doch das wird zum Problem, wenn der alte Mensch länger lebt, als die Gönner es sich gedacht hatten.

Vier, fünf Jahre Freigiebigkeit machen sich gut und hören sich gut an. Bewunderung von allen Seiten: 'Sie unterstützen Ihren Vater, Ihre Mutter, Ihren Onkel, Ihre Tante?'

Das Leben ist teuer, auch wenn es dem Ende zugeht und die Ansprüche auf wenige elementare Bedürfnisse geschrumpft sind. Ein Dach über dem Kopf und ein weiches Bett. Dreimal am Tag eine sättigende Mahlzeit. Und wenn es hart auf hart kommt, jemand, der einem den Arsch abwischt. Das kostet.

Aber wenn es jahrzehntelang dem Ende zugeht? Wenn die hilfsbereiten, gutherzigen Angehörigen selber langsam, aber unaufhaltsam älter werden. Sich ausrechnen, auf was sie wegen ihrer Großzügigkeit alles verzichten mussten.

Der Schaffner öffnete die Schiebetür.

„Die Fahrkarte, bitte.“

„Einen Moment.“

Ich zog die Fahrkarte aus meiner Jackentasche.

„Danke. Übrigens, man kann nachhelfen. Ein Medikament vertauschen oder so“, zischte er und lochte meine Karte mit einem seiner langen Eckzähne.



„Ihr Ratschlag ist bei mir vergeudet. Mein Großonkel kostet uns nichts. Keine müde Mark. Er finanziert sich selbst. Ist reich. Sehr reich. Jedenfalls reicher als ich, aber das ist ja leider kein großes Kunststück.“

„So ein Pech aber auch“, erwiderte er und gab mir die Fahrkarte zurück. Sie roch nach Knoblauch.

„Sie sind nicht Dracula und von gräflichem Geblüt. Wären Sie es, würden Sie nicht als Schaffner arbeiten müssen.“

„Zugbegleiter“, korrigierte er mich.

„Mein Gott, wie pingelig, Herr Zugbegleiter.“

Er lachte und ließ mich seine Zunge sehen. Sie flitzte aus seinem Mund. Lang und schmal und gespalten züngelte sie durch die Luft.

Es erregte mich auf eine ganz seltsame Art und Weise. Ich wollte ihn küssen oder malen. Doch dann fiel mir der starke Knoblauchgeruch wieder ein, und ich ließ beides bleiben. Er schloss die Tür des Abteils, nicht ohne mir eine gute Fahrt zu wünschen. Das fand ich nett für einen uniformierten, beamteten Werwolf-Vampir-Schlangenmenschen, der gerne Knoblauch aß.

Knoblauch? Das widersprach allem bisher Bekannten. Aber so ist es eben. Formeln und Dogmen sind nie endgültig. Sie taugen nur zu vorübergehenden Erklärungsversuchen. Doch zurück zum Ziel meiner Fahrt.

Ich musste zweimal im Jahr einen Großonkel in diesem Altersheim besuchen. Er war der Bruder meiner verstorbenen Großmutter mütterlicherseits. Es war eine Pflicht, die ich mit anderen Verwandten teilen konnte. Gott sei Dank! Mehr Zeit mit dem alten Herrn verbringen? Nein!

Als ich noch klein war, erschien unsere Familie immer geschlossen im Haus Abendfrieden. Mutter wie aus einem Fass 4711 gezogen und mit steifer Dauerwelle. Sie hatte sich eingehakt bei Vater, der vorsichtig in seinem viel zu engen Zweireiher einherschritt, als könne der jeden Moment platzen. Und als krönendes Lebenswerk der beiden marschierten wir vier Kinder hinterher. Aufgereiht wie die Orgelpfeifen und sonntäglich herausgeputzt mit auf Hochglanz polierten Lackschuhen.

Ich war die Große. Das hatte den Vorteil, dass ich immer neue, passende Schuhe bekam, die ich dann an meine Geschwister weitervererbte. Es ist mir nicht bekannt, ob das Tragen von Mädchenschuhen bei meinen Brüdern irgendwelche Spätfolgen verursachte.

Meine Schwester jedenfalls hat seit der Kindheit sogenannte Hammerzehen.

Aus Angst, deshalb keinen Mann abzubekommen, heiratete sie mit achtzehn den Erstbesten. Jetzt ist sie siebenundzwanzig und ebenfalls vierfache Mutter. Sie spricht ständig davon, wie glücklich sie ist.

Im Altersheim war sonntags immer besonders viel los. Besucher jeden Alters kamen und gingen. Sie brachten das Neueste von der Welt da draußen mit sich wie frischen Wind. Die Alten, die selbst keinen Besuch bekamen, saßen sonntags immer in der Eingangshalle. So fiel auch für sie der eine oder andere Gesprächsbrocken ab. Über das Wetter, die Regierung, oder dass früher alles besser war.

Die Bewohner des Hauses Abendfrieden freuten sich über die Abwechslung, bis auf einen. Der hieß Rudolf Paulsen und war unser hofierter, weil Erbonkel.

Er saß immer allein im Sessel am Fenster seines Zimmers.

Starrte mit kalten, grauen Augen blicklos durch die Scheibe oder las den Text einer herausgerissenen Buchseite. Sein einziger

persönlicher Besitz in diesem Zimmer, außer seiner Kleidung natürlich.

Eines schönen Tages schaffte es meine Mutter, ohne dass Rudolf es merkte, einen Blick auf die Seite zu werfen.



Das war schwieriger, als man meinen könnte, er hütete den Fetzen nämlich wie seinen Augapfel. Hesiods Mythos von den Weltaltern war darauf abgedruckt.

Das sagte ihr zunächst einmal gar nichts. Ihr war aber klar, dass diese Buchseite für Rudolf von großer Bedeutung sein musste.

Also besorgte sich Mutter den Text in der Städtischen Bibliothek in Saarbrücken, wo sie die Bibliothekarin kannte, weil sie damals als Putzfrau dort gearbeitet hatte.

Sie hatte die Vorstellung, dass Großonkel Rudolf sehr zu beeindrucken wäre, wenn ich den gesamten Mythos auswendig lernen und vortragen könnte.

Für eine Achtjährige kein leichtes Unterfangen.

Beim nächsten Besuch im Haus Abendfrieden trug ich das Epos dem Alten vor. Er hörte mir mit rätselhafter, dunkler Miene zu.

Vater startete ein riesiges Loch in die Luft. Schweißperlen hatten sich auf seiner Oberlippe gebildet. Mutters Augen flitzten derweil aufgeregt zwischen Rudolf und mir hin und her.

Zwei Fragen füllten den Raum aus: Würde ich es schaffen?

Wie würde der Alte reagieren?

„... was bleibt, ist trauriges Elend bei den sterblichen Menschen.

Da hilft nichts gegen das Unheil.“

Ich hatte es fehlerfrei bis zum letzten Satz geschafft.

Rudolf Paulsen schwieg ein paar Sekunden, dann sagte er unbeeindruckt: „Das bringt nichts. Wir gehören alle zum fünften Geschlecht.“

Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

Mutter war sichtlich enttäuscht. Hatte sich offenbar viel mehr

von meinem Auftritt versprochen. Machte dann aber mit der üblichen Routine weiter, die bei jedem Besuch ablief, solange wir klein und handlich waren.

Wir wurden nacheinander auf das Knie meines Großonkels gesetzt und namentlich vorgestellt, als würde er unsere Namen von Besuch zu Besuch vergessen. Als fürchte sie, er könne uns ganz vergessen. Körperliche Nähe, Berührung und Wärme wurden demonstrativ von ihr in die Waagschale geworfen.

Mutter stellte die Mädchen und Vater die Jungen.

Als Älteste wurde ich zuerst auf Rudolfs knochiges Bein gesetzt.

Mit der stolzen Bemerkung: „Das ist unsere Philippa. Ist sie nicht groß geworden?“

Dann kam der Zweitgeborene an die Reihe. „Das ist unser Thomas. Ist er nicht gewachsen, oder? Was?“

Die Sätze meines Vaters begannen immer in einem sicheren, tiefen Bass und wurden zum Ende hin immer unsicherer und höher.

Thomas war der Abgebrühteste von uns. Ihn ließ das alles kalt. Las nebenbei in seinem Comic-Heft.

Dann kam Claudia an die Reihe. Sie versuchte sich Liebkind zu machen. Lächelte kokett.

Zuletzt war unser Nesthäkchen Engelbert dran, der sich mit angstverzerrtem Gesicht an Vater klammerte.

Er war sich, wie wir alle, des Ernstes der Lage bewusst. Trug bereits die gleiche Verantwortung auf seinen schmalen Schultern.

Es ging um viel. Also keine Fehler machen, sich an das halten, was eingeübt wurde, und keine Widerworte.

Hin und wieder musste sich der kleine Kerl vor lauter Angst

übergeben. Wurde dann eiligst aus dem Fenster gehalten, was

die Spaziergänger im Park überhaupt nicht goutierten und unsere

Familie nicht zu den Lieblingen im Haus Abendfrieden aufsteigen ließ.

Großonkel Rudolf reagierte auf alle Kinder gleich. Er sah jedes

kurz an, um es gleich darauf zu verscheuchen. Lästiges Insekt.

Nichts weiter. Dann bekam der Alte einen selbst gebackenen Kuchen von Mutter und selbst gemalte Bilder von mir überreicht. DIN-A4-große Blätter mit Bäumen, Häusern, Menschen und Tieren. In

Wasserfarben oder mit Buntstiften coloriert.



Sie waren alle am Rand mit meinen Fingerabdrücken versehen.

So signierte ich meine ersten Bilder.

„Philippa hat so viel Talent“, sagte meine Mutter meistens.

„Wie schön sie den Baum gemalt hat“, lobte mein Vater bei einem Besuch.

„Aber das ist doch ein Regenschirm, der vom Blitz getroffen wird“, warf ich ein. „Seht ihr das denn nicht?“

„Aber natürlich, Philippa. So ein schöner Regenschirm. Es gibt ja auch keine hellblauen Bäume“, stimmte meine Mutter zu.

„Die gibt es doch!“, widersprach ich trotzig.

„Dann ist es also doch ein Baum?“

„Nein! Es ist ein Regenschirm! Er wird vom Blitz getroffen und er schreit um Hilfe. Weil er aber keinen Mund hat, schlägt er sich selbst der Frau, die ihn halten will, an den Kopf. Wenn man nicht reden kann, muss man halt schlagen. So ist es bei den Regenschirmen und auch bei den Steinen und den Bäumen.“

„Jetzt reicht es aber, Philippa!“, befahlen Vater und Mutter gleichzeitig, was besonders eindrucksvoll war, weil sie selten einer Meinung waren. „Oder willst du wieder ins Sankt Josefs, wo der Onkel Doktor und die Schwestern dir so viel Fragen stellen und dich pieksen werden?“

Ich habe nie verstanden, warum sie mich ins Sankt Josefs gebracht hatten. Ich hasste es nun mal, wenn mir jemand etwas wegnahm. Besonders meinen Zeichenblock oder meine Farben. Das haben alle in der Schule gewusst. Auch die Heike.

Deshalb habe ich sie grün und blau geschlagen. Gut, ein paar Mal davor habe ich auch schon Thomas und Claudia verprügelt.

Aber es war immer ihre eigene Schuld. Und hätte Heike nicht so laut geschrien, hätte ich ihr auch den Hals nicht so fest zudrücken müssen. Sie hätte von alleine sonst nie aufgehört zu kreischen. So ein Quatsch, hinterher zu behaupten, ich hätte sie umbringen wollen.

Wann immer meine Eltern mich zurechtwiesen (meistens ging es um etwas, das ich gemalt hatte), kicherten Claudia und Thomas gemein hinter vorgehaltenen Händen, und Engelbert fing auch schon damit an.

Schadenfreude ist ein starkes Gefühl. Kommt nach Habgier an zweiter Stelle.

Dass ich nach all den Jahren noch immer zu Großonkel Rudolf gehe, verdanke ich Claudia und ihrer Überredungskunst.

„Jetzt gehen wir schon so lange hin, da kommt es auf die paar Mal auch nicht mehr an. Und wer weiß, wenn der Onkel stirbt ...“, sagte sie.

„... dann erben wir was“, beendete ich den Satz.

Wir hatten starke Konkurrenz in den eigenen Reihen: Unsere Großfamilie lässt sich in drei Gruppen aufteilen. Die beiden Brüder von Großonkel Rudolf, von denen nur noch Eduard lebte, und eine Schwester. Alle drei heirateten, bekamen Kinder und im Laufe der Zeit Enkelkinder. So entstand allmählich ein Clan aus konkurrierenden und habgierigen Kleinfamilien, die alle ihre Abgesandten ins Haus Abendfrieden schickten. Alle wollten den Stein in des Alten Brust erweichen. Alle wollten an sein Geld.

„Aber wir haben einen Vorteil“, pflegte meine Mutter zu sagen,

„wir haben den Mythos von den Weltaltern.“ Und dabei klopfte sie mir jedes Mal anerkennend auf den Rücken.

Ich war nur froh, dass sie damals nicht auch noch von mir verlangt hatte, das Epos im Original vorzutragen.

Eines lernte ich damals von Rudolf: Wir waren das fünfte Geschlecht.

Aber wie auch immer. Man lebte. Man arrangierte sich.

Ich arrangierte mich so gut, dass ich mein Abitur mit Eins

bestand. Mein Studium an der Kunstakademie verlief nicht minder vielversprechend.



Inzwischen war ich ziemlich erfolgreich (Ich malte hauptsächlich auf Mega-Leinwänden, in leuchtenden Acrylfarben, die hervorragend in helle, asketisch eingerichtete Apartments von Yuppie-Singles passten), aber so gut wie mittellos. Geld zerrann mir wie Sand zwischen den Fingern.

Das ist das Leid in der Welt, der eine hat den Beutel, der andere das Geld. Ein Spruch, den mein Vater gern zum Besten gab.

Rudolf Paulsen, der Eigenbrötler, war ein vermögender Mann. Er hatte sein Geld nach dem zweiten Weltkrieg erst mit dem Sammeln von Schrott, dann mit einer Eisenhandlung gemacht. Er hätte in einer Villa mit Park leben können, war aber chronisch geizig und zog es selbst im Alter vor, in einem Altersheim zu hausen. Viel mehr aus seinem Leben war nicht bekannt. Nicht einmal seinen Geschwistern. Niemand hatte sich je für sein Leben interessiert. Interessant fanden sie nur sein Geld.

Mir schauderte bei dem Gedanken, auch nur eine Minute mit ihm verbringen, seinen abgestandenen Altmännergeruch einatmen zu müssen.

Ich musste gar nichts! Ich konnte umkehren. Sofort umkehren.

Mich für kein Geld der Welt dem aussetzen.

Für kein Geld der Welt?

Ich dachte an mein Atelier und schreckte hoch, packte die Lehnen meines Sitzes, bis sich die Knöchel weiß unter der angespannten Haut meiner Hände abzeichneten.

Bei meiner letzten Ausstellung hatte ich gerade mal ein Bild verkauft. Ich konnte mir das nicht erklären. Keiner wollte derzeit kaufen. Entsprechend düster sah es auf meinem Konto aus.

Aber die Lage war nicht hoffnungslos. Rudolf war neunzig. Die Bremsen quietschten. Metall auf Metall. Der Zug lief in St. Ingbert ein. Es war die letzte Station vor meinem Bestimmungsbahnhof Rohrbach.

Nach einem kurzen Aufenthalt fuhr er weiter. Ich stellte mich ans Fenster, zog es herunter und ließ den herbstlich-warmen Fahrtwind über mein Gesicht streifen. Rohrbach kam näher. Durch meine halb geschlossenen Augenlider sah ich die kleinen Häuser des Dorfes auf mich zukommen. Jetzt konnte ich schon den Bahnhof erkennen. Die weiße Tafel mit der Aufschrift 'Rohrbach'.

Und wieder quietschte Metall auf Metall.

Ich nahm meine Reisetasche, atmete tief durch und stieg aus.

Als Einzige. Auf einem einsamen Bahnhof am Ende der Welt.

Ich ging über den feinkörnigen Schotter auf dem alten Bahnsteig. Grasbüschel an den Rändern. Die Natur eroberte sich ihr Terrain zurück. Um meine Füße wirbelten kleine Staubwolken auf.

Außer mir stand nur der kleine, dicke Bahnhofsvorsteher in blauroter Uniform und Dienstmütze auf dem Bahnhof. Er piff auf seiner Trillerpfeife. Mit der anderen Hand schwenkte er eine Kelle mit rotem Reflektionslicht.

Der Zug setzte sich wieder langsam in Bewegung. Dumpf und schwer stampfte er vorwärts, um sich alsbald flink und fast elegant auf den Schienen davonzustehlen.

Der Bahnhofsvorsteher hatte seine Aufgabe pflichtbewusst erfüllt. Mit dem Ausdruck satter Zufriedenheit nahm er die

Dienstmütze vom Kopf. Er hatte eine Glatze und seine Kopfhaut war schorfig.



Ich fragte ihn, wann der nächste Bus zum Haus Abendfrieden fahre.

Er setzte seine Mütze wieder auf.

„Der Busverkehr von Rohrbach aus wurde letztes Jahr eingestellt.

Ist angeblich unrentabel geworden. Angeblich!“

Das hatte mir gerade noch gefehlt. Ich sehnte mich nach meinem Auto.

Der Bahnhofsvorsteher zuckte bedauernd die Schultern. Ließ mich stehen. Ich folgte ihm zum Bahnhofsgebäude.

Drei kannelierte Säulen trugen das schräg nach vorne abfallende Dach. Sie markierten einen zimmergroßen, wettergeschützten Vorplatz mit einer Holzbank.

Ich drückte die massive, eisenbeschlagene Holztür auf und betrat den Wartesaal, dessen Wände vom Boden bis in Augenhöhe mit bundeswehrgrüner Lackfarbe gestrichen waren. Ab Augenhöhe aufwärts graute ein ehemaliges Weiß traurig vor sich hin.

Hinter der Trennscheibe saß jetzt der Bahnhofsvorsteher an seinem Schreibtisch. Behielt den Wartesaal im Auge.

Ich setzte mich ihm gegenüber auf eine Bank aus Schmiedeeisen, deren kunstvolle Verzierungen schmerzhaft in meinen Rücken stachen. Ich straffte meinen Rücken und drückte zu.

Fest. Fester.

Dieser unfreiwillige Aufenthalt machte mich wütend. Doch ich wollte es mir nicht anmerken lassen und lächelte.

Lächelte wie die Grinse-Katze bei 'Alice im Wunderland', die lächelte und Stück für Stück verschwand. Bis nur noch ihr Lächeln übrig blieb.

„Wie kommt man denn jetzt zum Haus Abendfrieden ...“,

ich beugte mich vor, um seinen Namen auf dem Plastikschildchen lesen zu können, „... Herr Meier?“

„Sie müssen mit dem Zug vierzehn Uhr dreißig eine Station zurückfahren. Nach St. Ingbert!“, schrie er durch das Loch in der Trennscheibe.

Ich nickte, dass ich verstanden hätte.

„Und von dort fährt um fünfzehn Uhr fünf ein Bus zum Haus Abendfrieden!“

Ich schaute auf meine Armbanduhr. Jetzt war es gerade mal zwölf!

„Gibt es eine andere Verbindung?“

Betrübt schüttelte er den Kopf.

„Keine. Wir haben nur einen kleinen Bahnhof in Rohrbach.

Der ist noch nicht stillgelegt. Kommt aber noch. Nächstes Jahr.“

Er machte eine kleine Pause.

„Ich gehe nächstes Jahr auch in Pension. Sollen sich doch andere den Kopf zerbrechen, wie die Leute hin und her kommen.“

Ich lehnte mich wieder zurück. Die schmiedeeisernen Verzierungen

stachen abermals in meinen Rücken. Zweieinhalb Stunden Wartezeit! Das konnte ja heiter werden.

„Früher waren wir hier zu dritt“, lamentierte Herr Meier weiter.

„Der Schorsch, der Sepp und ich. Das waren noch Zeiten.

Jetzt bin nur noch ich übrig.“

Ein Signal unterbrach seine wehmütigen Erinnerungen. Er sah kurz zur Uhr, fuhr hoch, setzte seine Dienstmütze auf und rannte auf den Bahnsteig. Ich hörte, wie ein Zug vorbeiraste.

Er kam wieder herein, setzte seine Dienstmütze ab, blieb stehen und zeigte zur Uhr.

„Das war der Intercity 'Graf Worcester'“, schnaubte er aufgebracht.

„Der soll um zwölf Uhr fünfzehn hier durch! Und jetzt? Wie viel Uhr ist es jetzt?“

Ich blickte zur großen Bahnhofsuhr an der Wand.

„Zwölf Uhr zehn.“

In seinem knappen „Ha!“ lagen Empörung und Trauer angesichts

einer Welt, die immer schneller wurde und ihn bald von ihrer Aktivseite streichen würde.

Ich fragte ihn nach einem Taxistand in Rohrbach.

Er schüttelte bedauernd seinen Glatzkopf.

„Dann gehe ich zu Fuß.“



„Ein schöner Spaziergang. Aber ich weiß nicht ... Ihre Tasche sieht ganz schön schwer aus.“  
Da hatte er Recht. Sie barg eine Flasche Edelzwicker aus dem Elsass, eine Flasche Eierlikör, eine Schachtel Pralinen 'Sanfte Verführung', drei Tafeln Ritter-Trauben-Nuss, eine Dose Gebäck 'Feine Mischung zum Kaffee', eine Flasche Klosterfrau Melisengeist, eine Großpackung Knoblauchdragées und einen Marmorkuchen, den meine Mutter eigenhändig für den Alten gebacken und den ich auf ihr Drängen hin mitgenommen hatte.

„Kein Grund, mich aufzuhalten“, sagte ich und beschloss spontan, ihm den Großteil meiner Gaben zu überlassen. Hurtig packte ich alles, bis auf den Melisengeist, die Knoblauchdragées und den Marmorkuchen, auf den Tresen.

„Das ist aber nicht nötig“, er wurde rot, „vielen Dank! So feine Sachen. Meine Frau wird sich freuen. Meine Güte, wird die sich freuen! Wissen Sie was? Ich rufe jetzt meine Frau an. Die soll mit dem Auto kommen und Sie zum Haus Abendfrieden rausfahren.“

„Nein, danke, das brauchen Sie nicht!“

„Doch, doch“, widersprach er.

Herr Meier räumte den Tresen leer. Verstaute alles schnell in seinen diversen Schreibtischschubladen. Vielleicht hatte er Angst, ich würde ihm die Sachen wieder wegnehmen. Dann griff er zum Telefon.

„Es ist wirklich nicht nötig, Herr Meier.“

Mit meiner fast leeren Tasche konnte ich auch zu Fuß gehen.

Die frische Luft würde mir gut tun. Auf meinem Weg zum Haus

Abendfrieden hätte ich wütend werden können. Wütend auf diesen dickköpfigen, kleinen Fettwanst. Hätte ihm den Hals umdrehen können, den er nicht hatte. Ich wandte mich zum Gehen.

Herr Meier hob die Hand, um mich zu bannen.

„Elfriede, ich bin's, Paul“, hörte ich ihn im selben Augenblick

in den Telefonhörer sprechen. „Komm vorbei und bring's

Auto mit. Hier ist eine junge Frau, die zum Haus Abendfrieden raus will, und ihre Tasche ist so schwer ...“ Er stutzte und wurde wieder rot. „Du könntest sie doch hinfahren ... Was? ...

Ach, du ... Daran habe ich gar nicht gedacht.“ Sein rotes Gesicht wurde auf einmal leichenblass. „Was hast du gesagt, Elfriede?

... Ja, weiß ich jetzt auch ... Also kommst du doch? ...

Also, dann bis gleich.“

Bedächtig legte er den Hörer auf die Gabel zurück. Lächelte verlegen.

„Ich hoffe, ich mache Ihrer Frau nicht zu viele Umstände.“

„Nein, nein. Meine Frau ist froh, wenn sie mal ein anderes

Gesicht sieht. Frau ...?“ Er sah mich fragend an.

„Schmidt.“

„Ich kannte mal einen Schmidt, der war Direktor vom Eisenbahnmuseum in Neustadt. Sind Sie vielleicht verwandt mit dem?“

„Nicht, dass ich wüsste. Aber ich kannte mal einen Meier, der war Zeitungsausträger in Stuttgart. Sind Sie vielleicht verwandt mit dem?“

Er dachte ernsthaft darüber nach.

„Oder mit dem Torwart? Dem Kultusminister? Und was ist mit dem Stahlkocher Meier aus Gelsenkirchen?“

Er schüttelte verunsichert den Kopf.

Auf der Straße hupte ein Auto.

Hätte ich nur nicht darauf gehört. Wäre ich nur zu Fuß gegangen.

## Das fünfte Geschlecht